Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 5 — Lemberg, am 15. Heuert (Juli) — 1928



4)

„Ja — — es ist schneller gekommen, als auch ich dachte," erwiderte Carmen. „Aber du weißt, daß ich mich darum beworben habe, und die Stellung scheint günstig zu sein. Höre nur, was man mir von der Schwesterstation in Berlin darüber schreibt: Das Sanatorium beherbergt keine Schwerkranken, sondern nur Erholungsbedürftige, Genesende. Sie sind die einzige Schwester dort und haben nur den Besitzer, Professor von Hartungen, einen Deutschen, zum Vorgesetzten."

„Das letztere lockt mich ganz besonders," unterbrach sie sich, „denn es ist viel leichter, sich einem Manne als Vorgesetzten zu fügen, als einer Frau."

„So — meinst du?" sagte die Mutter lächelnd.

Da lachte Carmen hell auf, um gleich darauf wieder ernst fortzufahren. „In allem Ernst, Mutti, das ist eine von den Erfahrungen, die ich mir während meiner Lehrzeit errungen habe. Du glaubst nicht, was ich darin erlebt habe. Ich selbst stand mit unserer Oberin ganz gut, aber Mißverständnisse und Spannungen zwischen ihr und den anderen Schwestern waren an der Tagesordnung Unwillkürlich wurde man mit hineingezogen. Ich denke nicht gern daran zurück. Mit Männern kommt man viel besser aus, wenn man ihren kleinen Fehlern und Schwächen — oft sind es auch große — Rechnung zu tragen versteht. Man weiß wenigstens immer, woran man mit ihnen ist. Bei der Frau nie —"

„Also derartige Anschauungen und Urteile hast du dir über die Frau gebildet?" sagte die Gräfin verwundert.

„Als Vorgesetzte natürlich nur," fiel Carmen schnell ein, „denke nicht, daß ich darum von meinen Geschlechtsgenossinnen geringer denke. Es liegt nun einmal in der Natur der Sache: Eine Frau ordnet sich nicht gern einer anderen Frau unter. Das ist es. Natürlich ist es auch nicht immer leicht, sich einem Manne zu fügen. Doch spielen in diesem Falle ja nur berufliche Sachen mit. Einer ärztlichen Anordnung kommt jeder, auch der Höchstgestellte, nach, wie viel mehr die ihm zur Hand gehende Schwester. Das ist etwas so selbstverständliches, daß es kaum als ein Sichunterordnen aufzufassen ist. Eine Schwester hat diesen ärztlichen Befehlen strenge nachzukommen, das ist ihre Pflicht. Ihre Person bleibt ganz aus dem Spiele dabei. Darum ist mir der Gedanke so sympathisch, die einzige zu sein."

„Du scheinst also beinahe entschlossen, diese Stellung anzunehmen?" sagte die Gräfin resigniert.

„Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde ich sie ablehnen sollte," antwortete Carmen. „Wo wird mir wieder ähnliches geboten werden? 1200 Mark Jahresgehalt bei freier Station, einen leichten Dienst, keine anstrengende Pflege Schwerkranker, ein herrliches Fleckchen Erde, das ich bei dieser Gelegenheit kennen lerne, — was kann ich mehr verlangen? Von mir fordert man dagegen vor allem ein heiteres Temperament. — Damit kann ich aufwarten — — gelt. Mutti?"

„Du warst ja von jeher unser Sonnenschein," stimmte die Mutter mit einem zärtlichen Blick auf die Tochter zu und fuhr ein wenig zagend fort: „Was werden nur Clemens und Vetter Laßwitz zu deinem Entschluß sagen?"

„Clemens wird natürlich wieder sehr ungehalten sein über seine ‚eigensinnige Schwester', die durchaus ihre eigenen Wege gehen will. Aber er weiß daß er mich nicht halten kann, und wird sich fügen. — Und — — was Edgar Laßwitz anbetrifft — — ja — — hat der denn überhaupt etwas zu sagen?"

„Kannst du noch fragen, Carmen?"

Nun begriff Carmen und lachte:

„Mutti — — also auch du?"

„Das sieht doch ein Blinder."

„Daß Edgar mir den Hof macht?"

„Daß er sich um dich bewirbt."

„Ernstlich, Mutti? — — Das möchte ich bezweifeln. Wir kennen doch unseren flotten Vetter, der immer jemand haben muß, mit dem er flirten kann, weil er sich sonst nicht wohl fühlt. Außerdem langweilt er sich auf seinem einsamen Landsitz und ist froh, jemand zu haben, bei dem er seine Langeweile abladen kann."

„Darin unterschätzest du ihn und dich doch wohl, mein Kind," widersprach die Gräfin. „Wir sind alle der Ansicht, daß es ihm diesmal wirklich ernst damit ist. Einmal muß er sich auch die Hörner abgelaufen haben, und solche Leute werden dann bekanntlich die besten Ehemänner."

„Du redest ihm das Wort, wie es neulich schon Clemens tat," sagte Carmen, verstimmt darüber, daß man eine sie angehende Lebensfrage bereits zusammen im Familienrat beschlossen zu haben schien. „Würdest du mich denn gern als Gräfin Laßwitz sehen wollen?" fragte sie die Mutter mit forschendem Blick.

„Ich möchte dich nur glücklich sehen."

„Aber das bin ich jetzt —" erwiderte sie erleichtert. „Glaube mir, ich wünsche mir vorläufig nichts anderes. Wozu soll ich mir jetzt schon den Kopf über eine Sache zerbrechen, die noch in weiter Ferne liegt."

„In weiter Ferne?" fragte die Mutter. „Ich meine, sie läge sehr nahe."

„Nein, nein," wehrte Carmen jetzt fast erschrocken ab. „So schnell könnte ich mich überhaupt nicht entscheiden. Offen gestanden, ist mir bis heute auch nie der Gedanke an die Möglichkeit einer Verbindung mit Edgar gekommen. Ich habe ihn nur als meinen Vetter, dem ich seiner lustigen, ritterlichen Eigenschaften wegen herzlich zugetan war, betrachtet. Das bißchen Verliebtsein in mich amüsierte mich nebenbei. Ernstere Gefühle traue ich ihm in dieser Hinsicht nicht zu. Ihr irrt euch auch sicher, wenn ihr sie bei ihm voraussetzt."

„Du scheinst sehr skeptisch in diesem Punkte zu sein, Carmen. Wenn er dich nun, ehe du abreisest, vor die Entscheidung stellte?"

„So wäre das zum mindesten verfrüht," gab Carmen ohne alle Befangenheit zur Antwort. „Ich müßte darüber erst selbst mit mir ins reine kommen, und dazu bleibt mir keine Zeit. Morgen muß ich abreisen, damit ich spätestens übermorgen abend in Lugano eintreffen kann."

„Morgen schon?" rief die Gräfin jetzt überrascht und wenig erfreut. „Wozu diese Ueberstürzung? Beginnt deine Tätigkeit dort nicht zum ersten Mai?"

„Man schreibt mir, daß ich die Stelle, falls ich sie annehme, sofort antreten müßte, da meine Vorgängerin sie schon verlassen hat."

„So außer der Zeit?" fragte die Gräfin befremdet. „Ist das nicht auffallend?"

Carmen lachte sorglos.

„Was für Sorgen du dir immer machst, Herzensmutter! Ich finde nichts Auffallendes dabei. Dafür gäbe es hinreichend plausible Gründe. Vielleicht ist sie krank geworden oder sie mußte aus einem anderen Grunde heimkehren. Oder — fürchtest du etwa eine Art Räuberhöhle, in der mir irgend etwas passieren könnte?"

Sie lachte jetzt so herzlich und übermütig, daß die Mutter miteinstimmen mußte.

„Du wirst dich deiner Haut zu wehren wissen, darum ist mir nicht bange," antwortete sie. „Nur, daß ich dich schon wieder hergeben soll — —"

„Liebe, Liebste!"

Carmen stand auf, legte den Arm um die Schulter der Mutter und küßte sie auf die Wange.

„Der wilde Vogel läßt sich noch nicht zähmen und in einen goldenen Käfig sperren. Laß ihm noch die Freiheit laß ihn fliegen weit hinaus in die Welt, die so reich und verlockend vor ihm liegt!“

„Spanne die Flügel nicht zu hoch, mein Kind, daß sie dir nicht vor der Zeit lahm werden. Und bedenke in jedem Fall, daß du jemanden hast, zu dem du stets hinflüchten, und wo du dich ausruhen kannst von Freud und Leid!“

III.

Es war ein trüber, regnerischer Apriltag. Ein dumpfes, schweres Grau senkte sich aus undurchdringlichen Wolken herab und legte sich atembeengend auf die Brust.

Durch Regen und Nebelschwaden jagte der Zug das breite Rheintal hinauf.

Am Fenster ihres Abteils saß Carmen in ihrem Schwesternkleide und sah in das trübselige Wetter, das jede Aussicht auf die vorüberfliegende Landschaft benahm, hinaus.

Ihre Züge verrieten nichts von Niedergeschlagenheit oder Betrübnis über das Wetter. Sie war vollauf mit ihren Gedanken beschäftigt, daß die Außenwelt darüber jede Bedeutung verlor.

Sie hatte zu Hause bei den eiligen Vorbereitungen zur Abreise keine Zeit gehabt, nachzudenken. Es war alles so schnell gegangen, der Abschied von ihren Lieben, von Ulmenhorst, und sie war erst wieder zur Besinnung gekommen, als sie im Zuge saß. Nun lagen viele Meilen zwischen ihr und der Heimat, immer näher rollte sie ihrem Ziele zu, und naturgemäß wandten sich ihre Gedanken von dem Vergangenen dem Zukünftigen zu. Sie ging mit so viel Zuversicht und Freude ihrem Beruf wieder entgegen, sie war so froh, einen Wirkungskreis, der ganz ihren Wünschen und ihrem Naturell zu entsprechen schien, gefunden zu haben. Gewiß war die kurze Zeit auf Ulmenhorst, die sie als Erholungszeit betrachtet hatte, schön gewesen, aber sie war bereits zu sehr an eine regelmäßige Tätigkeit gewöhnt, um sie nicht zu vermissen. Daheim war sie die hochgeborene Gräfin, deren leisester Wink von den Dienern befolgt wurde. Nun sollte sie selbst wieder dienen, und sie kam sich trotz des darin liegenden Widerspruchs stolz und gehoben in diesem Bewußtsein vor.

Freilich, ihre Lieben daheim hatten andere Pläne mit ihr vor. Sie meinten es sicherlich gut mit ihr, und eine Verbindung mit dem schönen, reichen Vetter wäre ja auch in jeder Hinsicht ein Glück gewesen, um das sie viele Frauen beneidet hätten. Nur traute sie dem Vetter trotz der gegenteiligen Meinung der Ihrigen keine ernsten Absichten zu, und sie selbst war bis zuletzt viel zu unbefangen in dem Verkehr mit ihm gewesen, um sich über ihre eigenen Gefühle klar zu werden. Jetzt erst fragte sie sich: Liebe ich Edgar, oder wäre ich imstande, ihn zu lieben, ihm angehören zu wollen? Sie gestand sich ohne weiteres zu, daß er alle Qualitäten dazu besaß, um vielen Frauen gefährlich werden zu können. Ob auch ihr? — Jedenfalls wäre es verfrüht gewesen, jetzt schon eine Entscheidung herbeizuführen. Sie war froh, daß ihre plötzliche Abreise eine Aussprache verhindert hatte. Sentimental veranlagt war sie nicht, und an eine himmelstürmende Liebe glaubte sie nicht.

Es handelte sich bei ihr nur darum, ob sie sich mit dem Gedanken, Edgars Frau zu werden, vertraut machen könnte. Das konnte nur die Zeit lehren. So eilig war es nicht; sie war ja noch jung. Ob er ihr wohl zürnen mochte, daß sie keinen Abschied von ihm genommen hatte? Die Ihrigen würden ihn darüber ja aufklären, aber sein verdutztes Gesicht hätte sie doch sehen mögen, wenn er nach Ulmenhorst kam und den Vogel ausgeflogen fand.

Diese Vorstellung belustigte sie derart, daß sie leise in sich hineinlachte.

Die Mitreisenden sahen ganz erstaunt in das schöne, lachende Gesicht der Schwester, das in so krassem Gegensatz zu dem trüben Wetter draußen stand. Doch als könnten die trüben Regenwolken diesem Anblick nicht standhalten, wichen sie zurück und teilten sich allmählich. Als der Zug in Basel einfuhr, schien die Sonne.

Nun ging es hinein in die großartige Alpenwelt. Auf den Häuptern der Bergriesen lagen noch Nebel, aber sie verflüchteten sich langsam unter den siegreichen Strahlen der Sonne. Schneebedeckte Firnen tauchten auf, Pilatus und Rigi zeigten ihre Kuppe, und da ruhte wie eine Perle im Golde, an den blauen Wassern des Vierwaldstättersees Luzern.

Nach kurzem Aufenthalt dampfte der Zug weiter, durch dunkle Tunnels, an grünen Matten und Seen vorüber dem lieblichen Brunnen zu und weiter am See entlang bis Flüelen, dann sich hineinzwängend in die Berge, durch unzählige, sich windende Tunnels, über schwindelhohe Brücken, an schauerlichen Abgründen und idyllisch gelegenen Ortschaften vorbei dem großen Gotthardtunnel zu.

Der schwarze, gähnende Schlund nahm den Zug auf, wie ein Ungeheuer einen Wurm verschlingt, und behielt ihn bange zwanzig Minuten in seinem Rachen. Dann grüßte das Tageslicht wieder. Ein tiefblauer italienischer Himmel, welsche Laute kündeten ein Stück Italien.

Die Sonne sank langsam hinter den Bergen. Immer schwächer wurden die Umrisse, die Täler erschienen wie dunkle Schatten. In Bellinzona wurden die ersten Sterne sichtbar, und als der Zug in Lugano hielt, warf der Mond sein silberstrahlendes Licht auf eine Märchenwelt.

„Sanatorium Monte Salvatore!“ scholl eine Stimme an ihr Ohr.

Schnell wandte sie sich um und sah in das hübsche Gesicht eines jungen Italieners, der in Hausdienerlivree, die Hand an die mit der Aufschrift „Sanatorium Monte Salvatore“ verzierte Mütze gelegt, vor ihr stand.

„Sie haben mich erwartet?“ fragte sie, ihn freundlich ansehend.

Ueber des Burschen Gesicht flog ein wohlgefälliges Grinsen, und seine Blicke hingen bewundernd an dem Gesicht der Schwester.

„Vabbene,“ gab er zur Antwort. „Der 'Err Professor mich 'aben geschickt, zu 'olen die neue Schwester von Bahn, und weil Sie einzige Schwester, die aus Zug gestiegen —“

„Ja, ja, ich bin schon die Rechte,“ unterbrach sie lachend sein gebrochenes Deutsch und händigte ihm Handtasche und Gepäckschein aus.

In kurzer Zeit war alles erledigt, und sie saß in einem leichten Wagen und fuhr in die schwüle, duftende Frühlingsnacht hinaus.

Es wurde ihr ganz traumhaft zumute; sie meinte in ein Märchen versetzt zu sein.

Zwischen Myrten und Zypressen sah sie weiße Villen und Hotelpaläste aufsteigen, zwischen grünen Taxusgebüschen schimmerten ihr marmorne Gestalten entgegen. Hier und da plätscherte ein Springbrunnen, und geheimnisvolle Stimmen wurden laut. Unten, auf dem vom Mondlicht schillernden Wasser des Sees, tanzten leichte Barken. Das leise Anrauschen der Wellen mischte sich mit dem Gesang menschlicher Stimmen zu einem harmonischen Akkord. Und über all dem lag ein Duft von Rosen und südlichen Pflanzen, vermengt mit dem feuchtschweren Hauch, der vom Wasser herüberwehte.

Nun bog der Wagen in ein breites Parktor und hielt vor dem Portal eines großen, zweistöckigen Gebäudes. Elektrisches Licht strahlte ihr entgegen.

Ehe noch der Diener ihr beim Aussteigen behilflich sein konnte, war Carmen leichtfüßig herabgesprungen und durch die Tür in die weite, hell erleuchtete Marmorhalle getreten.

Fast zu gleicher Zeit trat aus dem linken Seitengang eine ältere Dame und kam auf sie zu.

„Schwester Carmen Sigmar?“ fragte sie freundlich und streckte der Angekommenen die Hand hin.

„Seien Sie willkommen, Schwester,“ fuhr sie fort, die Hand Carmens drückend. „Ich bin die Hausdame, Frau Behrendt, und Herr Professor von Hartungen hat mich beauftragt, Sie zu empfangen und in Ihr Zimmer zu führen. Er selbst ist heute abend sehr beschäftigt und möchte Sie erst morgen begrüßen. Bitte, wollen Sie mit mir kommen?“

Carmen fühlte sich durch den freundlichen Empfang der Frau Behrendt wohltuend berührt, und sie sprach es unumwunden aus, wie sie sich freue, in ihr eine Landsmännin getroffen zu haben. Das mache sie sogleich heimisch.

„O, wir sind hier meist Deutsche,“ antwortete Frau Behrendt, während sie die junge, hübsche Schwester mit Wohgefallen betrachtete, „abgesehen von den Bediensteten natürlich. Das Sanatorium ist ganz deutsch, wenn es auch Gäste aus aller Herren Länder, namentlich Amerikaner, Russen und Italiener, beherbergt. — — Nun machen Sie es sich bequem, Schwester Carmen. Sie werden von der langen Reise ermüdet und auch hungrig sein. Giovanni soll Ihnen sogleich Abendbrot bringen. Die eigentliche gemeinschaftliche Abendmahlzeit, an der Sie sonst teilnehmen werden, ist bereit. vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Lord Inchcapes Millionen

London. Lord Inchcape hatte, in Erinnerung an den tragischen Tod seiner Tochter Elsie Mackay, die bei dem Versuch, mit Kapitän Hichliffe den atlantischen Ozean zu überqueren, den Tod fand, der englischen Nation das Besitztum der Verstorbenen im Werte von 10 Millionen Mark geschenkt. Diese Tatsache veranlaßt die Witwe Hinchliffes, die Flucht in die Oeffentlichkeit zu ergreifen. Sie erzählt, daß sie wiederholt dem Lord ihre mißliche finanzielle Lage geschildert habe; vor allem habe sie hervorgehoben, welche finanziellen Sorgen sie um ihre Kinder habe. Lord Inchcape habe auf alle Briefe überhaupt nicht geantwortet. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß Lord Inchcape, der seine Tochter noch kurz vor ihrer Abfahrt flehentlich bat, den Flug nicht zu unternehmen, sehr erbittert ist darüber, daß der Flieger Ilsie Mackay schließlich doch im Flugzeug mitgenommen hat.

Das gepfändete Finanzamt

Das unsympathischste Institut ist allen Menschen das vielstöckige Gebäude, darin der Staat unser Geld fordert. Geballte Fäuste und zusammengebissene Zähne, halblaute Flüche und grollende Drohungen sind die täglichen Reaktionen, die sein „finsteres Walten" bei der steuerzahlenden Menschheit auslöst. Finanzämter sind die Wahrzeichen Deutschlands; im kleinsten Städtchen wirft irgend so ein gelber oder grauer Kasten, meist als Gratiszugabe außerordentlich häßlich gebaut, sein vorwurfsvolles Auge auf den Vorübergehenden und mahnt ihn an die noch unbezahlte oder die kommende Steuerlast.

Die Dalmatiner nun haben eine treffliche Art gefunden, ihre Finanzbehörde unschädlich zu machen und eine Zeitlang ohne Steuern zu existieren. In Sinj, nahe der alten römischen Kaiserresidenz Spalato, ereignete sich eine groteske Begebenheit, die ein Kuriosum in der Geschichte der Finanzämter darstellt. Die Steuerbehörde des Ortes ist in einem Mietshaus installiert und seit längerer Zeit außerstande, die fälligen Mietszinsen an den Hauswirt zu zahlen. Derweil war die Schuld des Finanzamtes zu der beträchtlichen Summe von 1500 Dinar angestiegen, und der Hausbesitzer sah sich genötigt, seine Schulden mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln einzutreiben. So geschah es, daß der — Gerichtsvollzieher auf dem Finanzamt erschien und Amtsmobiliar wie Kasse mit roten Siegeln pfändete. Der Termin der öffentlichen Versteigerung aller Wertgegenstände der Behörde ist schon ausgeschrieben, und die glücklichen Bewohner Sinjs werden eine Weile den Triumph genießen, die einzige Stadt Europas zu sein, da man in Frieden ohne Steuern leben kann. Eine Massenwanderung nach diesem Paradies wird eintreten; also auf nach Sinj, der seligen Stadt der Steuerbefreiten!

Die Polin hat von allen Reizen . . . ?

Der Streit um ihre Schönheit. — Ist der slawische Typ schön?

„Die schöne Polin" ist ein übliches Kompliment im Munde des Fremden. Aber wer es versucht, diesen Typ näher zu umschreiben, gerät sehr bald in nicht geringe Verlegenheit.

Aehnliche Schwierigkeiten bestehen dagegen nicht in den übrigen Ländern, wo der Frauentyp, gleichviel ob er von schönen oder weniger schönen Gestalten verkörpert wird, so ausgesprochen als Rassenmerkmal feststeht, daß er weder Zweifel noch eine Diskussion zuläßt. Bei der Vorstellung von einer Französin z. B. sehen wir sofort ein schlankes Persönchen, mit kleinem dunklem Kopf und dunklen Augen, aus denen Esprit und Intelligenz sprechen. Das ist der Typ der Straße und der Durchschnittskreise, der Provinz und der Hauptstadt, der überwiegende Typ, der dank seiner offenkundigen Eigenart als Nationaltyp feststeht. Ein gleiches Gesamtbild ließe sich vom englischen, deutschen und von den sonstigen Nationaltypen entwerfen. Die Frauentypen Europas kann man also auf diese Weise genau klassifizieren.

Aber die Polin? Als Muster der schönen Polin erscheint uns im allgemeinen Zofia Mickiewiczowska, jene jugendliche Bäuerin mit träumerischen Augen und goldenen Zöpfen.

Es ist eine Illusion, die beim ersten Hauch der Kritik verweht. Vor allem Zofia alias Maryla Putthammer, der dem geliebten Dichter Adam Mickiewicz als ländliche Heldin vorschwebte, hat überhaupt keine Zöpfe getragen, sondern war die erste polnische Garconne. Ihre Haarwickel, die durch Mickiewicz' Dichtung unsterblich geworden sind, waren nichts weiter als die damalige Art der Odulation. Ein weiterer Irrtum ist die Meinung, als ob die rassige Polin eine Blondine sein müsse. Helle Blondinen sind in Polen eine Seltenheit, ebenso wie die Tiefbrünetten; der Durchschnittstyp der polnischen Frau stellt eine Vermischung mit west- und osteuropäischen Rassen dar, was sich in den zahlreichen Schattierungen deutlich widerspiegelt.

Was den Gesichtschnitt betrifft, so besteht bei den Männern eine besondere Vorliebe für einen gewissen Typ, der auf den ersten Blick betört, tatsächlich aber nur selten zu finden ist. Dieser läßt sich nicht in einheitliche Formen bringen, da er entsprechend den geistigen Unterschieden zu differenziert ist. Die polnischen Künstler, außer den Porträtisten, haben einen großen Reichtum an Frauentypen geschaffen, die, je nach des Künstlers Individualität und Temperament stilisiert, in Wirklichkeit nur wenig Gemeinsames besitzen. Die imposanten Gestalten eines Matejko, die süßen Köpfchen eines Stachiewicz, die erlesenen und subtilen Typen eines Axentowicz, die gefälligen hübschen Mädchen und Frauen eines Andrioll, die durchgeistigten Schönheiten eines Zmurka — das alles sind „entrückte Sterngebilde" der Phantasie und der Sehnsucht.

Wie ersichtlich, darf man bloß den polnischen Frauentyp nicht im Gesichtsschnitt, Farbton der Augen und der Haare suchen, vielmehr im Charakter, im seelischen Ausdruck und in dem gewissen Etwas, das nicht in Worte zu fassen, aber eine typisch polnische Rasseneigenschaft ist. Man könnte über dieses Thema eine kleine Rundfrage veranstalten und im voraus davon überzeugt sein, daß der Rassetyp der Polin in seinem ganzen Umfang, vom kleinen Mädel bis zur weißhaarigen Matrone, in den Idealtypen eines Grottger dargestellt ist, wo der Geist über den Gesichtsausdruck herrscht und ihn durchleuchtet, wie gedämpftes Licht eine Alabasterschale. Aber vielleicht irren wir uns. Viele werden anderer Meinung sein. Der Typ der Polin ist und bleibt daher eine strittige Frage. J. K. C.

Von Strindberg

August Falk, der damals jugendliche Leiter des Intimen Theaters in Stockholm, das zuerst Strindbergs Schauspiele mit großem Mut und geringem Erfolg auf die Bühne brachte, hat kürzlich aus der Fülle seiner Strindberg-Erinnerungen allerhand Unbekanntes erzählt:

Pünktlich wie die Uhr machte Strindberg in August Falks Begleitung seinen täglichen Morgenspaziergang: Um 8 Uhr pflegten sie zur Tiergartenbrücke zu kommen, wo sie häufig Zeugen waren, wie ein bekannter Stockholmer Finanzmann einem dort postierten Bettler ein reiches Almosen in den Hut warf. Eines Tages äußerte Strindberg düster: „Diese öffentliche Wohltätigkeit, die straft sich, weißt du." Bald darauf verwendet Strindberg die Szene in der „Gespenster-Sonate", in der der Finanzmann als Direktor Hummel porträtiert ist. Aber er ist von Strindberg zum Krüppel gemacht, der gezwungen ist, sich im Rollstuhl schieben zu lassen. Nach einiger Zeit mußte sich der Finanzmann einer Operation unterziehen, bei der ihm beide Beine abgenommen wurden, und er mußte von da ab im Rollstuhl gefahren werden. Strindberg war überzeugt, daß hier ein mystischer Zusammenhang vorlag. Er glaubte fest an die Macht der Gedanken, denen er sogar die Kraft, zu töten zutraute.

Die Reise um die Welt in 20 Tagen

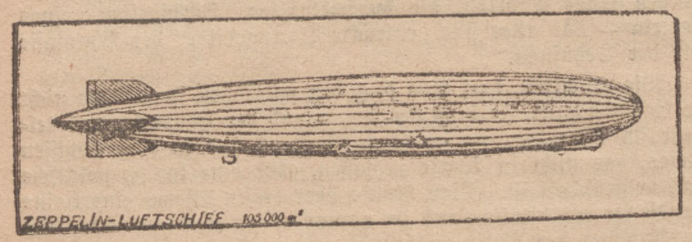
Hier, in der idyllischen kleinen Sommerfrische am Bodensee, haben sich vor ein paar Tagen sämtliche Flieger Deutschlands versammelt. Am 9. Juli fand hier der erste deutsche Fliegertag statt. Am Geburtstag des Grafen Zeppelins, der zugleich der Tag der feierlichen Taufe des „L. Z. 127" war. Das Schiff, das nun seiner Vollendung entgegengeht, wird nach dem Begründer der deutschen Luftschiffahrt genannt werden. Und kurz nach dem Taufakt wird „Graf Zeppelin" zum erstenmal die Halle verlassen.

Viel ist an dem majestätischen Ungeheuer nicht mehr fertigzustellen. Hier noch ein paar Handgriffe und dort ein paar Messungen, die Motore werden reguliert, die Passagierkajüten auf Glanz hergerichtet — und dann kann es losgehen. Fertig zum Start nach Amerika!

Die allererste Fahrt geht übrigens nicht nach Amerika, sondern nur um den Bodensee herum. Es wird eine Fahrt unter strengstem Ausschluß der Oeffentlichkeit sein. Dr. Dürr, der Leiter der Konstruktionsarbeiten, wird sein Schiff den Behördenvertretern vorführen. Und erst wenn diese Probefahrt geglückt ist — woran natürlich kein Mensch zweifelt — kann es richtig losgehen!

Zunächst geht es kreuz und quer durch Deutschland.

Ausflüge von sieben bis acht Stunden Fahrtdauer, die einem Aktionsradius von ebensoviel hundert Kilometern entsprechen — die Herren von Friedrichshafen rechnen vorsichtshalber nur mit einer Stundengeschwindigkeit von hundert Kilometern, obwohl sich viel größere Geschwindigkeiten leicht erzielen lassen — sollen dem Schiff Gelegenheit geben, seine Karte in ganz Deutschland abzugeben. Zunächst ist natürlich ein Flug nach München in Aussicht genommen. Dann folgen Fahrten nach Köln, ins rheinisch-westfälische Industriegebiet, nach Hannover, Bremen, Hamburg, Berlin, Dresden, Leipzig und Wien. Besonders wichtig erscheint den Herren in Friedrichshafen die Fahrt nach dem deutschen Osten, die sie mit dem „Z. R. 3" aus Zeitmangel nicht mehr unternehmen konnten. Ostpreußen vor allem soll der Besuch des neuen Luftschiffes gelten. Diese Fahrten werden der achtunddreißigköpfigen Besatzung des Schiffes Gelegenheit geben, sich wieder in den Betrieb



So sieht das neueste Zeppelin-Luftschiff „L. Z. 127" aus, das am 9. Juli getauft wird.

hineinzufinden, nachdem sie nun vier Jahre lang nicht geflogen sind. Außerdem soll das Schiff in Fahrt praktisch untersucht werden. Zwei Wochen sind diesen Untersuchungen vorbehalten.

In den nächsten zwei Wochen werden zwei größere, mehrtägige Fahrten unternommen.

Die eine soll nach dem Süden gehen, ins Mittelmeergebiet, die andere hinaus in die Atlantik, vielleicht auch in die Polarregionen.

Dr. Eckener hofft zuversichtlich, daß es ihm gelingen wird, in einen recht unangenehmen Sturm hineinzukommen — er ist sogar entschlossen, ihn aufzusuchen —, um so den gefährlichsten Feind seines Unternehmens schon auf der Probefahrt kennenzulernen. Natürlich haben er und seine Mitarbeiter vor Stürmen keine Angst. Obwohl sie sich der Tatsache bewußt sind, daß ihr Schiff nur bis zu einem gewissen, recht begrenzten Maß hochseetüchtig sein kann. Muß es auf dem Ozean niedergehen, kann es ein bis zwei Tage lang eine mehr als normale Windstärke aushalten. Bis dahin muß aber die Rettungsaktion schon da sein!

Erst wenn alle diese Probeflüge gelungen sind, kann es nach Lakehurst losgehen. Man wird drei bis vier Tage brauchen. 38 Mann Besatzung, die in drei Schichten abwechselt, und einige wenige Passagiere — ein Vertreter der amerikanischen Kriegsmarine, ein Repräsentant der deutschen Reichsregierung und ein amerikanischer und ein deutscher Journalist sollen die einzigen Fahrgäste sein — werden diesen ersten Flug mitmachen.

Im allgemeinen legt Dr. Eckener auf die Beförderung von Passagieren viel weniger Gewicht als auf den Transport von Nutzlast.

Menschen nehmen ihm zu viel Raum weg und belasten das Schiff zu sehr. So ein Brief, der seine vorschriftsmäßigen 20 Gramm wiegt, erhebt dagegen keinen Anspruch auf Luxuskabine, Rauchsalon und individuelle Bedienung. Alles das aber, Luxuskabinen, Rauchsalons und individuelle Bedienung, bedeutet eine schwere Belastung — im ursprünglichen Sinn des Wortes — und hier wird mit jedem Gramm gerechnet. So geizig sind die Konstrukteure des „Graf Zeppelin" mit jedem Gramm, daß sie gerne bereit sind, auf die Erreichung besonderer Höhen zu verzichten. Das Schiff muß um so mehr Ballast mitnehmen, je höher es steigen will. So wird es über dem Ozean in einer normalen Höhe von 200 Meter fliegen und nur soviel Ballast mitnehmen, als nötig ist, um über Gebirge zu kommen.

Die Möglichkeit, Gebirge zu übersliegen, ist besonders wichtig mit Rücksicht auf den geplanten Flug um die Welt.

Hier wird es schon auf der ersten Etappe des Fluges notwendig sei, die innerasiatischen Gebirge zu überqueren. Dieser Flug um die Welt ist Dr. Eckeners Königsgedanke — während die Spritztour nach Amerika, die er zunächst vor hat, nicht viel mehr ist, als eine Spielerei. Sie wird als der letzte der Probeflüge angesehen.

Um die Erdoberfläche soll es in zwölf Tagen gehen.

Weitere acht bis zehn Tage werden allerdings notwendig sein, um Brennstoff nachzufüllen und um die müden Glieder ein wenig auszuruhen. Die große Frage ist nun, ob es möglich sein wird, noch im Frühherbst zu starten. Später ist es nicht mehr möglich. Die Gebiete Sibiriens und Innerasiens, die zu überfliegen sind,



Eine Schlafkabine in „L. Z. 127".

sind meteorologisch so gut wie unerforscht. Es gibt wohl meteorologische Karten, die aber völlig unzuverlässig sind. Und wenn man hier in die Winterstürme hineingerät und in die Kälte von 50 Grad, bedeutet das für Schiff und Besatzung sicheren Selbstmord.

Der große Flug ist nur eine Frage der Brennstoffnachfuhr. Der Betriebsstoff aus der heimatlichen Fabrik muß zunächst in ein paar tausend riesenhaften Zisternen nach dem ostasiatischen Landungsplatz, nach Tokio und Wladiwostok, geschafft werden. Und zur Stunde weiß niemand, ob das bis zum September möglich sein wird. Vielleicht wird man also den Flug um die Welt auf das nächste Frühjahr verschieben müssen.

Inzwischen aber geht der „Graf Zeppelin" rüstig seiner Vollendung entgegen. Seine Dimensionen sind für normale Begriffe kaum vorstellbar. Schon der „Z. R. 3", dachte man, sei ein Größenrekord. Das neue Schiff ist aber noch um ein Drittel größer als dieses. Es ist nach hundertsechsundzwanzig Versuchen das erste, von dem Dr. Eckener meint: So ist's richtig! In ein paar Tagen, hofft er, wird die Welt Gelegenheit haben, sich seinem Urteil anzuschließen.

Der quittierte Leichnam

Vor dem Laden eines Lodzer Kaufmanns fuhr eines Tages ein Lastauto vor, auf dem eine große, längliche Blechkiste stand. Der Chauffeur trat in den Laden, zog ein Buch aus der Tasche, wie es Warenhäuser bei Ablieferung von Einkäufen oder Behörden für das Briefaustragen ihren Beamten und Angestellten mitgeben, schlug die in Betracht kommende Stelle auf und sagte: „Bitte, quittieren Sie. Ich bringe Ihnen eine Leiche." Der Inhaber des Ladens fiel vor Schreck in Ohnmacht. Der Chauffeur aber bat in aller Seelenruhe einen der Verkäufer um Hilfe beim Abladen der Last. Es wurden ihm schließlich einige Leute gegeben, und als die Blechkiste mit dem Leichnam im Laden stand, zog er nochmals sein Quittungsbuch; die Sicherheit des Chauffeurs hatte alle im Laden so verdutzt, daß er wortlos die verlangte Unterschrift erhielt. Als er draußen war, wurde die Polizei alarmiert, die auch sofort eintraf. Die Kiste wurde geöffnet, und in ihr befand sich wirklich eine Leiche. Obenauf lagen einige Papiere, die Licht in die seltsame Angelegenheit brachten. Ein Vetter des Ladeninhabers war in Posen plötzlich erkrankt, in ein Spital gebracht worden und dort gestorben. Kurz vor seinem Tode hatte er gebeten, seine Leiche den Angehörigen zur Beerdigung zu schicken, und die Lodzer Adresse seines Vetters angegeben. Die Verwaltung des Krankenhauses hatte die letzte Bitte des Verstorbenen ausgeführt, indem sie seinen Leichnam in einen Zinksarg packte und dem Chauffeur den Auftrag gab, das düstere Gepäckstück den Angehörigen in Lodz abzuliefern. Der Vetter in Posen besaß, man muß es ihm lassen Familiensinn.